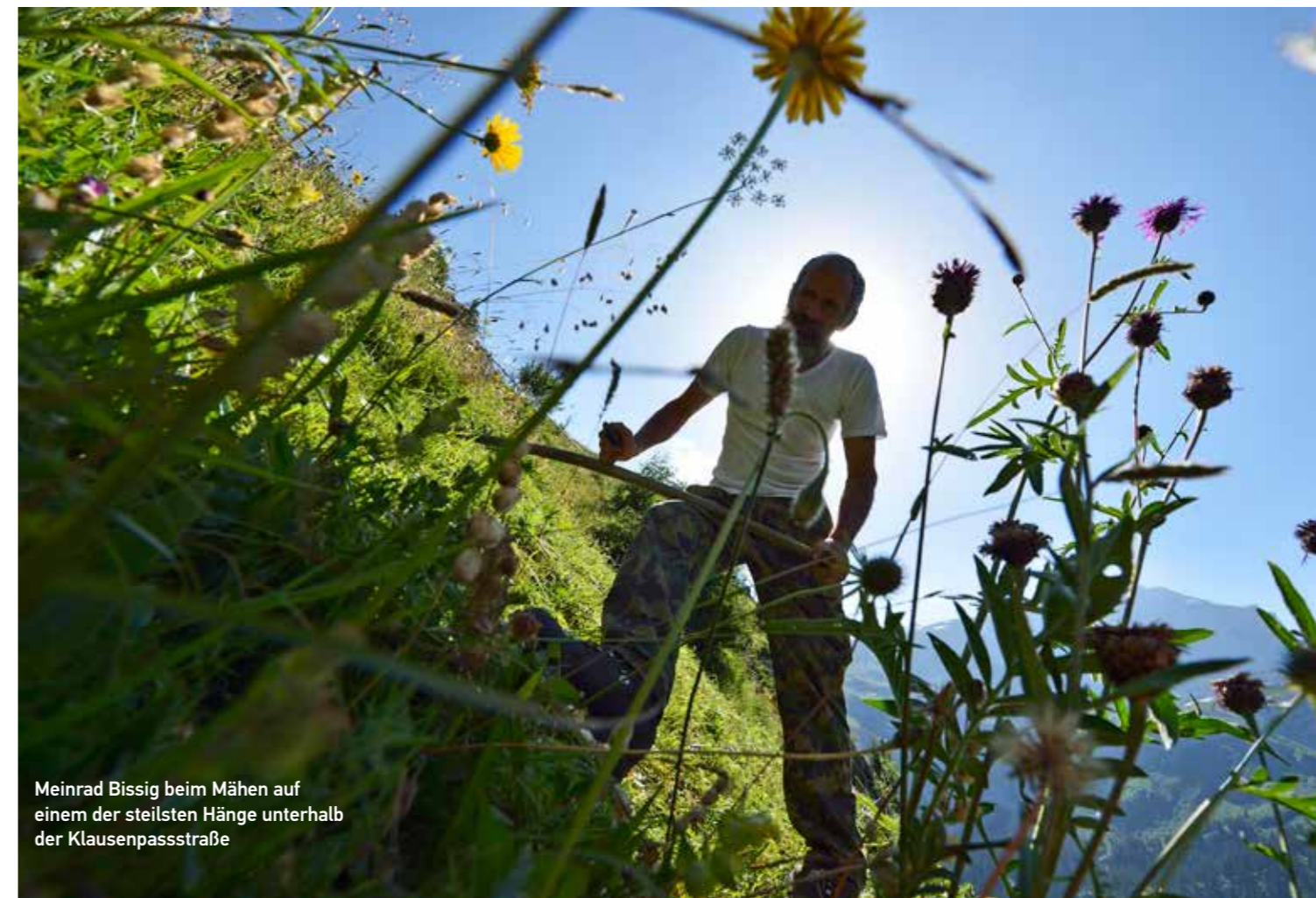


# WENN DIE »WILDI« RUFT

RUND 100 URNER steigen jeden Sommer in steilste Grashänge, um Wildheu zu mähen. Damit dienen sie der Erhaltung einer einzigartigen Landschaft und einer lebendigen Tradition, schwärmen die Befürworter – die Kritiker sprechen von anachronistischer Folklore. Sie selbst tun es vor allem aus Leidenschaft

VON KARIN STEINBACH TARNUTZER [TEXT] UND ROBERT BÖSCH [FOTOS]



Meinrad Bissig beim Mähen auf einem der steilsten Hänge unterhalb der Klausenpassstraße





50 Kilo Heu auf dem Rücken erfordern Konzentration und einen sicheren Tritt. Meinrad Bissig vor der Kulisse von Chammliberg (Mitte) und Schärhorn, am Ende des Schächentals der Stäubenfall





Mit einem Netz bindet Kari Gisler das frische Heu zu einer Burde, dem Pinggel

**EIN SCHMALER  
PFAD, EIN  
ABSCHÜSSIGES  
GRASBAND,  
EIN BAUMSTAMM  
UND EINE  
HANGELKETTE**

**K**ari Gislers Zustiegsbeschreibung klingt einfach. Von der Bergstation der Eggbergebahn ob Flüelen folgt man dem Wildheuerpfad bis zu einem Unterstand, an dem ein Heuseil nach oben führt. An diesem entlang steigt man bis zu dessen Ende auf und danach über den gemähten Hang weiter nach oben. Wegspuren führen unter den Felsen hindurch nach links, man quert den Einschnitt eines Bachlaufs und stößt schließlich auf einen Stein mit einer blauen Markierung. Hier wendet sich der Steig nach rechts; über ihn gelangt man in die Wiesenhänge von Ober Ricki. Dort, in den

steilen „Planggen“ unterhalb des Rophaien, sei er beim Mähen anzutreffen.

Trittsicher sollte allerdings sein, wer zu Gisler „in die Wildi“ geht, und stabile Bergschuhe tragen. In weglosem Gras dieser Steilheit Halt zu finden, erfordert den geübten Einsatz der Sohlenkanten. Zudem gilt es, bevor man Ober Ricki erreicht, einen Felsriegel zu überwinden: zunächst einen kleinen Aufschwung erkletternd, dann auf einem schmalen Pfad, der über ein abschüssiges Grasband führt, weiter auf einem Baumstamm balancierend und über einige Metalltritte bis zu einer Kette, an der man sich über die Felsen aufwärts hangelt. Die Wiese, in der man



Damit die Arbeit gut von der Hand geht, muss die Sense gedengelt und geschliffen sein. Je nach Feuchtigkeit des Grases wird sie mehrmals pro Stunde mit dem Wetzstein nachgeschärft

danach steht, erweist sich als besonders rutschig, auf ihr liegt geschnittenes und inzwischen getrocknetes Gras und bildet eine ideale Gleitfläche. Nicht ohne Grund tragen die Wildheuer genagelte Bergschuhe oder ersatzweise Steigeisen.

„Wem es zu ausgesetzt ist, der kommt halt nicht herauf“, wird Gisler, auf diese Passage angesprochen, später sagen. Doch wer es bis dahin geschafft hat und noch zehn Minuten bis auf rund 1800 Meter Höhe weitersteigt, hat an schönen Sommertagen gute Chancen, ihn zu treffen. Gemäht hat er am Vortag, nun nimmt er mit einem Holzrechen das würzig duftende Heu zusammen und bindet es zu sogenannten Pingeln. Dafür breitet er ein Heunetz am Boden aus, steckt es mit den „Trüegli“ – mit einem Loch versehenen, zugespitzten Holzstücken, die an drei Ecken des Netzes angebracht sind – im Boden fest und häuft mit den Armen Gras darauf. Anschließend fädelt er das in der vierten Ecke des Netzes befestigte Seil durch das gegenüberliegende „Trüegli“ und zieht das Netz zusammen. Diesen Vorgang wiederholt er mit den beiden anderen Ecken und zurt das Seil am Ende auch durch die begrenzenden Maschen des Netzes, um das Heu zu komprimieren. Je kompakter der Pinggel, desto besser lässt er sich tragen.

Denn nun folgt der eigentliche Kraftakt. Nachdem er sich das traditionelle weiße Kapuzenhemd übergezogen hat, das verhindert, dass sich die Halme in Haar und Nacken festsetzen, kauert Gisler sich, das rechte Bein angewinkelt, das linke nach unten in den Hang gestemmt, unter die Burde. Wenn er nun mit beiden Händen hinter sich ins Netz greift und sich, indem er das rechte Bein durchstreckt, unter dem 50 bis 60 Kilo schweren Heubündel aufrichtet, kann man die Anstrengung in seinem Gesicht ablesen. Und die Konzentration: In diesen Momenten hat er keinen Blick für die spektakuläre Sicht auf den Urnersee unter ihm





Hoch über dem Urnersee trägt Kari Gisler den Pinggel zu einem flacheren Ausläufer hinunter. Das Heu aus den oberen Hängen des Rophaien wird mit dem Helikopter ausgefliegen

und die gegenüberliegenden Gipfel von Brunnistock und Uri Rotstock. Vorsichtig setzt er in dem steilen Hang seine Schritte, um unter dem Gewicht, das auf Rücken, Kopf und Nacken drückt, nicht die Balance zu verlieren. Den Pinggel trägt er 50 Meter tiefer zu einem flacheren Absatz, unter dem die Wiese in einer Felsstufe abbricht. Wie die anderen, die dort bereits liegen, wird ihn am Tag darauf der Helikopter abholen.

Wer den drahtigen 41-Jährigen im Gegenlicht mit einer Heuburde auf dem Rücken am Hang stehen sieht, fühlt sich an die Reportagen von Ernst Brunner aus den 1940er Jahren erinnert, mit denen der Fotograf die damalige bäuerliche Lebenswelt festhielt. Zwischen 1939 und 1951 erschienen in der Zeitschrift „Schweizer Heim“, die 1971 in der „Schweizer Familie“ aufging, allein vier Beiträge Brunners zum Thema Bergheu. In seiner Dokumentation der ländlichen Arbeit schwang durchaus eine ideologische Botschaft mit: der Wildheuer als Symbolfigur für den armen, aber wagemutigen Schweizer, als Beispiel für die Widerstandskraft und den Freiheitsdrang des Volkes.

Zu dieser Zeit wurden in allen Bergkantonen die Wiesen im Sömmerungsgebiet aus wirtschaftlicher Notwendigkeit gemäht; die Höfe waren klein, die Familien groß, sie hatten genug Zeit, die aufwendige Arbeit zu erledigen. Im Kanton Uri, wo die meisten Wildheuflächen der Korporation Uri gehören, galt die Vorschrift, dass nur zwei Personen pro Familie in die Wildi gehen durften. In manchen Regionen konnte derjenige eine Fläche mähen, der zu einem festgesetzten Tag als Erster oben war, in anderen wurden die Mährechte verlost, in Graubünden zum Teil versteigert. Das Heu wurde in tieferen Lagen in Gaden gelagert, in höheren zu Tristen aufgeschichtet und meist erst im Winter, wenn Schnee den Transport erleichterte, auf Schlitten ins Tal gebracht.



AM VORMITTAG  
TRIFFT VERSTÄRKUNG  
EIN: DER VATER, EIN  
FREUND, DER BRUDER  
MIT SOHN

Ein Albtraum für Schlafwandler:  
Die Wildheuerhütte der Gislers liegt  
am Rande eines Felsabbruchs.  
Während in Flüelen die Lichter  
angehen, legt sich Kari Gisler  
beizeiten schlafen





Kein Fall für Modeticks: Um beim Aufnehmen der Pinggel und beim Auf- oder Abstieg im Hang einen festen Stand zu haben, tragen die Wildheuer genagelte Bergschuhe

Wirtschaftliche Argumente führt auch Kari Gisler an, wenn er gefragt wird, warum er ins Wildheu geht. „Wenn ich daheim 40 Hektar hätte, würde ich nicht mehr hier heraufsteigen“, sagt er, während er das Seil des nächsten Pinggels verknotet. Natürlich sei er sich bewusst, dass er mit seiner Arbeit einen Beitrag zur Landschaftspflege und zum Naturschutz leiste, er führe gern die Familientradition weiter, und er schätze das Wildheu als gesundes Futter für seine Tiere – aber entscheidend sei für ihn die Menge an Heu und der finanzielle Anreiz durch das Förderprogramm des Kantons Uri. „Wenn es sich nicht lohnen würde, würden wir es nicht machen.“

Sein Hof, vor zwölf Jahren vom Vater übernommen, steht auf Gruonbergli in 1200 Meter Höhe, im Winter wohnt die sechsköpfige Familie 600 Meter tiefer, auf Unter Planzeren. Drei Wochen etwa verbringt Gisler im Sommer in der Wildi, je nach Wetter mit Unterbrechungen, und produziert mit der Unterstützung von Familienangehörigen und Helfern zwischen zehn und 15 Tonnen Wildheu. Um die Wege zu verkürzen, übernachtet er in dieser Zeit einige Male in einer auf einem Absatz unter den überhängenden Fels gebauten Wildheuerhütte. Drei Matratzen haben in dem einfachen, aus Holz erbauten Unterstand Platz, dessen Längsseite mit Wellblech abgedeckt ist. Er bietet bescheidenen Komfort. Wasser muss vom fünf Minuten entfernten Bach geholt werden, gekocht wird über offenem Feuer, der Rauch zieht durch eine Öffnung im Holz ab. Am Morgen begnügt sich Gisler mit einem Schluck Wasser und beginnt sein Tagwerk, schnürt Pinggel um Pinggel und trägt sie nach unten.

Im Laufe des Vormittags trifft Verstärkung ein, zuerst ein Freund, der beim Rechen hilft, dann Gislars Vater Stini, sein Bruder Werner und dessen zehnjähriger Sohn Simon, der stolz darauf ist, schon den dritten Sommer mithelfen zu dürfen. Die Brüder machen es sich auf einem der

Pinggeln bequem, Kaffee, Brot und Käse werden aus den Rucksäcken hervorgeholt. „Ich bin eigentlich seit ich laufen kann in der Wildi“, erzählt der 69-jährige Stini Gisler. „Zum einen ist es ein Hobby, zum andern eine Leidenschaft. Es ist halt schon herrlich hier oben, bei schönem Wetter.“ Er zeigt hinauf zum imposanten Gipfelkreuz des Rophaien und erklärt, dass sie früher noch viel weiter hinauf gehen hätten, bis unter den Zuckerstock.

Damals arbeiteten sie auch hier oben mit Heuseilen, an denen die Pinggel an eisernen Haken mit einem sirrenden Geräusch nach unten rasten; ihre Vorgänger hatten das Heu noch, zu großen Stöcken verdichtet, über die Felsstufen hinuntergeworfen und unten wieder zusammengepackt. Heute setzt Kari Gisler auf den

tieferen Flächen acht Heuseile ein, die hinunter bis nach Gruonbergli reichen. Gut die Hälfte seiner Jahresproduktion erzielt er aber oberhalb der Felsabbrüche, sie wird mit dem Helikopter ausgeflogen. Was mit sieben bis acht Flügen erledigt sei, würde mit Heuseilen sicherlich eine Woche dauern, rechnet Werner vor, und man brauche viele Helfer, um die Pinggel von einem Seil ans nächste zu hängen.

Die historisch schon lange bewirtschafteten Wildheuplänggen am Rophaien bilden das größte zusammenhängende Wildheugebiet im Kanton Uri. Die Hänge wurden an verschiedene Pächter vergeben, insgesamt sind etwa 20 Heuseile installiert. Dass heute in ganz Uri wieder um die 100

Wildheuer aktiv sind – nicht alle sind Bauern –, ist dem Wildheuförderprogramm zu verdanken, das der Kanton im Jahr 2008 eingeführt hat.

Die finanzielle Unterstützung mit Direktzahlungen durch das Bundesamt für Umwelt und den Kanton war ein Anreiz, bestehende Wildheuflächen wieder zu nutzen und aufgegebene Flächen zu reaktivieren. Im Vordergrund steht die ökologische Bedeutung: Durch den regelmäßigen Schnitt alle zwei Jahre – in einem kürzeren Intervall wächst zu wenig Gras nach – können einerseits Lawinen und Erosion vermindert, andererseits Verbuchung und Vergandung verhindert werden. Mit der Zeit stellt sich eine zunehmende Artenvielfalt ein – es wachsen sogar Lilien und Orchideen.





Kari Gisler am Motor der Seilbahn, mit der er Material auf 1750 Meter heraufholt

„Es ist ein Naturschutzprojekt, kein Landwirtschaftsprojekt, aber es ist toll, wie diese zwei Bereiche sich ergänzen und beide ihren Nutzen daraus ziehen“, betont Heidi Z’graggen, Urner Justizdirektorin und Regierungsrätin. „Es profitieren letztlich alle von der traditionellen Bewirtschaftung, auch die Gesellschaft: durch den Tourismus, weil es so schöne Wiesen gibt, durch den Naturschutz, weil das Wildheuen positive Auswirkungen auf die Biodiversität hat. Würde das Berggebiet nicht mehr genutzt, wäre die Landschaft eine andere.“

In den Jahren 2008 bis 2012 wandte der Kanton Uri mehr als 1,4 Millionen Franken für das Wildheuförderprogramm auf. Rund 63 Prozent davon entfielen auf die Flächenbeiträge an die Wildheuer, mit denen ein Pachtvertrag auf sechs Jahre sowie ein landwirtschaftlicher Naturschutzvertrag geschlossen wurden. Fünf Prozent flossen in die Tourismusförderung, beispielsweise in den Ausbau des historischen

## WILDHEUEN IST ANWÄRTER AUF DIE NOMINIERUNG ZUM IMMATERIELLEN KULTURERBE DER UNESCO

Wildheuerpfads zwischen den Bergstationen Eggbergen und Oberaxen. An schönen Tagen wird er von bis zu 100 Wanderern begangen und brachte den beiden Seilbahnen einen spürbaren Umsatzzuwachs. Dass Z’graggen das Projekt am Herzen liegt, ist unschwer zu spüren; sie plädiert im Regierungsrat für dessen Fortführung bis 2019. „Die Natur, die wir bei uns im Kanton haben, das große Potenzial in den hohen Lagen, das macht unseren Lebensraum aus, das dürfen wir nicht aufgeben.“

4000 Hektar werden in der Schweiz als Wildheufelder genutzt, rund 1000

Hektar davon gelten als besonders artenreich und sind im Inventar der „Trockenwiesen und -weiden von nationaler oder kantonaler Bedeutung“ (TWW) enthalten. Fast ein Drittel dieser TWW-Flächen liegt im Kanton Uri. Zur Vermarktung des Heus jenseits des Eigenverbrauchs wird die Einführung eines Wildheu-Labels beabsichtigt, unter dem Tierfutter, Wildheublumenprodukte wie Tee sowie touristische und gastronomische Angebote vertrieben werden sollen. Und: Das Wildheuen steht auf der Liste der lebendigen Traditionen der Schweiz, einem Inventar, das Voraussetzung ist für zukünftige Nominierungen im Rahmen des 2003 von der UNESCO lancierten immateriellen Kulturerbes.

Doch es gibt, neben viel Anerkennung von außen, etwa durch den Beugger-Naturschutzpreis 2010, auch Skeptiker. Einige der Urner Bauern, die nicht wildheuen, fragen sich, wieso eine rückwärts-gewandte Bewirtschaftungsmethode subventioniert wird, und spotten über einen solchen Anachronismus.

Ein anderer Kritikpunkt betrifft den Einsatz von lärmintensiven Helikoptern und Heubläsern, der insbesondere den Touristen missfällt. Mit einem benzingetriebenen Heubläser lässt sich, so Kari Gisler, das Gras dreimal schneller zusammennehmen als mit dem Rechen. Noch entscheidender ist für ihn die Sicherheit: Weil er von oben nach unten blase, stehe er auf dem kurz geschnittenen Gras immer sicher im Hang, damit reduziere sich die Unfallgefahr durch Ausgleiten auf dem trockenen Heu.

Der Vorwurf, durch Heubläser würden die Samen verweht, lässt sich laut Thomas Ziegler, im Urner Amt für Raumentwicklung für Natur- und Heimatschutz zuständiger Agronom, nicht halten, denn in den höheren Regionen finde die Vermehrung zu mehr als 90 Prozent vegetativ statt, ohne Versamung. Um die Lärmemission zu beschränken, sieht das Beitragssystem einen Bonus für Handarbeit vor. „Wer das Heu mit dem Helikopter hinunterfliegt, hat keinen erschwerten Abtransport, bekommt

also zwei Franken weniger pro Are. Geplant ist, dass jemand, der den Heubläser einsetzt und damit weniger Aufwand beim Bearbeiten hat, einen Franken weniger bekommt“, erläutert Ziegler. „Dafür kann er in derselben Zeit eine größere Fläche bearbeiten und dadurch höhere Beiträge erzielen.“

**E**in paar Kilometer weiter östlich, im Heimwesen Weidli, kurz nach Unterschächen und dem Hotel Posthaus Urigen, schert Meinrad Bissig sich wenig um solche Diskussionen. Seine Wildheuplänggen liegen direkt an der Klausenpassstraße, der Helikopter ist daher kein Thema für ihn. Oberhalb der Straße rechen er, seine Frau und sein Sohn das Heu direkt herunter in den Ladewagen, unterhalb der Straße montieren sie eine Seilwinde mit Heuschlitten und ziehen es hoch. Bissig besitzt keinen Bläser, und er würde auch keinen benutzen wollen.

Zwar hat er es mit dem Abtransport leichter, dafür gehören seine Wiesen zu den steilsten, die im Kanton gemäht werden. Und zu den schönsten: In dem Meer aus weißen, lilafarbenen und gelben Blüten, von Schmetterlingen umflattert und vom durchdringenden Zirpen der Heuschrecken begleitet, wird augenfällig, was die viel beschworene Artenvielfalt bedeutet. Wenn der bärtige 63-Jährige im Steilhang steht und vor der Kullisse des schäumenden Stäubenfalls mit geschmeidigen Bewegungen die Sense schwingt, am Gürtel zwei Köcher mit Wasser für den Wetzstein, wirkt er ganz versunken in seine Tätigkeit. Angst, die den Beobachter angesichts des Abgrunds unter ihm überkommen könnte, scheint er nicht zu kennen. Immerhin stützt er sich, wenn er in diesem Gelände Pinggel trägt – er verwendet dafür keine Netze, sondern bindet das Heu nur mit einem Seil zusammen –, mit einem Stock ab.

Hat er eine Wiese abgemäht, überzieht sie ein Muster aus gleichmäßigen Querstreifen. Das Gras ist sauber wenige Zentimeter über dem Boden abgeschnitten. 200 Meter weiter, ebenfalls unterhalb der Straße, stehen Halme und Blüten noch hoch. Das ist Bissigs steilster Hang, und er ist froh, dass er ihn erst im nächsten Jahr wieder mähen muss, denn „das braucht schon noch Energie“.

Um die vier Wochen ist er jeden Sommer in der Wildi, meist am frühen Morgen und am Abend, denn mittags ist es zu heiß, und die anderen Arbeiten auf dem Hof müssen auch erledigt werden. „Wir sind wirklich dankbar, dass wir ein bisschen Geld für die harte Arbeit bekommen, dann ist sie lohnender. Aber ins Wildheu gehen würden wir auch ohne die Beiträge. Es fasziniert einen einfach. Weil man das früher immer so gemacht hat. Die Ruhe draußen, die Natur, das ist einfach schön, man hat keinen Druck, man kann so viel arbeiten, wie man mag. Und das Wildheu ist gesundes Futter, das ersetzt manchmal den Tierarzt.“





**Der Lohn der Arbeit: eine perfekt geschnittene Wiese, die zu Naturschutz und Artenvielfalt beiträgt, gesundes Futter, Förderbeiträge des Kantons – und die Pflege eines kulturellen Wertes**

Während Bissig für einen Moment den Blick über die Gipfel zwischen Schärhorn und Gross Windgällen schweifen lässt, herrscht auf der Klausenpasstraße reger Betrieb. Bei Motorradfahrern ist sie wegen ihrer Kurven beliebt, die Lenker der zahlreichen Cabrios genießen die landschaftlichen Reize. Bissig kommt oft mit ihnen ins Gespräch, weil er zeitweise die Straße absperren muss, um den Ladewagen zu füllen. Doch egal ob Fremde oder Schweizer, sie hätten Verständnis für die Wildheuer und blieben immer freundlich. Schon oft wurde er verwundert gefragt, ob sich denn das Heuen überhaupt lohne. „Wenn man nur das Finanzielle anschaut, lohnt es sich sicher nicht“, sagt er dann jeweils. „Aber man geht einfach.“ ///

**IMPRESSUM****SCHAUPLATZ SCHWEIZ****Redaktion:**

geo.schweiz@geo.de, Paul Imhof (Text; paulimhof@bluewin.ch), Andri Pol (Bild; apol@bluewin.ch)

**Verlag und Anzeigen:** Marco Valà, Telefon +41 44 269 70 70, guj.schweiz@guj.de

**Abobestellung:** GEO Schweiz, Kundenservice DPV, 20355 Hamburg, Telefon +49 40 55 55 78 09, abo-service@dvp.de, Abonnement Schweiz Fr. 139.20/Jahr

**Layout:** visuelle editorialdesign gmbh, Zollikerberg

**Druck:** EVERS Druck GmbH